

»Faktor F« – Straffälligkeit und Familie

Kriminologie gehört nicht zur Familie der Naturwissenschaften, doch manchmal kann man auch von weitläufiger, Verwandtschaft lernen. Dem Astronom, Physiker und Mathematiker Arthur Eddington wird der Satz zugeschrieben: »Wir dachten immer, wenn wir Eins kennen, dann kennen wir auch Zwei, denn Eins und Eins sind Zwei. Jetzt finden wir heraus, dass wir lernen müssen, was und bedeutet.« Theorien über Kriminalität benutzen gerne ein und, um eine Beziehung oder Korrelation herzustellen. Insbesondere bei beliebten Verbindungen wie der von »Familie und Jugendkriminalität« haben wir nicht zu verlernen, daß der Gegenstand des Forschen das und ist, d.h. Gegenstand von Nachdenken haben der wissenschaftliche Prozess bzw. der Kriminalisierungsprozess zu sein, durch den Familienstatus, Erziehungsstil, Familieneinkommen, familiäre Copingstrategien, Familienkultur und Kriminalität verbunden werden.

Das Wissen um Familie als ein »Ursachenfaktor« ist bereits so lange etabliert, daß wir geneigt sind, das gegen alle Einsicht selbstverständlich zu nehmen. Die Familialisierung der Erklärung von Jugendkriminalität finden wir jedoch keineswegs »immer«, sondern erst mit der Wende zum 20. Jahrhundert. Die Entdeckung der Familie durch den kriminologisch-kriminalpolitischen Diskurs war weder zufällig noch funktionslos. Vor nun zwanzig Jahren hat Stephan Mikinovic (1982) diesen Diskurs um die »Schuld« der Familie an der Jugendkriminalität analysiert. Mit der Hinzunahme der Familie zu den Kriminalitätsursachen konnte die Wirkung der »wirtschaftlichen Gewalten«, der »unkontrollierbaren Preisbewegungen« und des »ökonomischen Kampfes um das Dasein« von den wissenschaftlichen und politischen Akteuren des Diskurses erfolgreich zu einer nicht veränderbaren Realität umdefiniert werden, an die die familiäre Erziehung die »wilden und unzivilisierten Kinder« anzupassen habe. In der Jahrhundertwende-Kriminologie ging es ziemlich offen um den Charakter der proletarischen Familie als Disziplinaranstalt. Der ideologische Wert sowohl der reformerisch-philantropischen wie der bürgerlich-feindseligen Beschreibungen des zerrütteten Familienlebens der jungen Verbrecher lag zum ersten darin, Normen des Familienlebens und die Familienpflichten von proletarischen Müttern und Eltern (von Vätern war weniger die Rede) darzustellen. Und zum zweiten hält Mikinovic fest, konnten die diskutierenden Wissenschaftler, Verwaltungsbeamten und Reformen, denen das Böse und die Vererbung als Erklärungen bereits diskreditiert waren, konservative und individualisierende Ideologien im fortschrittlichen, »soziale Umstände« kritisierenden Gewand auftreten lassen. Man spricht von der Familie und demonstriert, dass die proletarische mit der »asozialen« Familie identisch

ist. Man beschwört das Versagen der Familie und meint doch immer das Versagen von Frauen und arbeitenden Müttern. Man verweist auf »soziale Umstände« und verlangt die Verbesserung der nicht genügend zivilisierten »jungen Wilden«.

Was die »Familienmerkmale« von Delinquenten sind, darüber hat sich seit der Jahrhundertwende in der ätiologischen Kriminologie und im Wissen der institutionellen Akteure ein beachtliches Wissen angesammelt, ohne von diesem Muster abzugehen. Die wissenschaftliche Schuldverschiebung zur Familie war auch keineswegs automatisch mit einer Abkehr von punitiven Reaktionen verbunden. Das Bild von der »asozialen Familie« als Brutstätte von Kriminalität war bis in die 70er Jahre ein Identifizierungsmerkmal und eine Zuschreibungsregel für Kriminalität und nicht einmal Anlaß für mildernde Umstände.

Die stabile Allianz eines repressiven Strafsystems mit einer nicht weniger repressiven Kriminalwissenschaft wurde zumindest in Mitteleuropa erst in den 70er Jahren aufgebrochen. Im Kontext der Sozialisationstheorien des Jugendstrafrechts wurden »Sozialisationstheorien« oder »psychologisch und psychoanalytisch beeinflusste Erklärungsmuster« (wie das heute in Lehrbüchern genannt wird) vorherrschend und plausibel.

Soweit »Familie« lediglich ein Faktor in dem aus der amerikanischen Sozialwissenschaft importierten »Mehr-Faktoren-Ansatz« war, konnte die Struktur des Jahrhundertwende-Diskurses nicht verändert werden. Zur Gründerfamilie der Gemeinplätze über Ursachenfaktoren der Jugendkriminalität gehörte das Ehepaar Eleanor und Sheldon Glueck. Mit ihrer Vermessung der delinquenten und der nicht-delinquenten Jugend haben sie das »Mehr-Faktoren-Modell« auf Familie zentriert und eine vor allem



erzieherisch anwendbare, mit dem common sense vereinbare Theorie über das Versagen der Familie als Grund für Defizite von Kindern und Jugendlichen geliefert. (Glueck/Glueck 1950/19) Weder die methodische Kritik noch die nachgewiesene Familienideologie konnten daran etwas ändern. Ihr »broken home«-Modell enthält das in den 50er Jahren gefragte und modernisierte Modell der »fordistischen« Kleinfamilie: die normal strukturierte Familie besteht aus einem natürlichen Elternpaar in glücklicher Ehe. Das Paar führt einen ordentlichen Haushalt, dem ein diszipliniert arbeitender Versorger vorsteht. In diesem Haushalt, verbindet die Mutter ihre disziplinierende Supervision der Söhne mit einer warmen, affektiven Beziehung zu ihnen. Verglichen mit diesem Modell war jede »Unterschichtfamilie« defizitär und die Vorschläge, wie Unterschicht-



etabliertes Muster. Daran konnte auch die Kritik des impliziten Sexismus ätiologischer Theorien zu Familie und Kriminalität wenig ändern. Insbesondere Franziska Lamott (1985) hat im Rahmen der präventiven Mobilisierung von Müttern durch Programme der 80er Jahre darauf hingewiesen, dass modernisierte Theorien über Familie und Kriminalität von Idealen der Mütterlichkeit handeln und davon, welche Klasse von Müttern davor versagt, bewiesen durch die Kriminalität der Söhne. Wenn sie durch »weibliche Beziehungsarbeit« (d.h. Liebe und Kontrolle) Armut und Marginalisierung nicht kompensieren konnten und sich der präventiven Verbesserung ihrer Kompetenzen entzogen, wurden sie zu einem »Risikofaktor« in der Sozialisation ihres Kindes (Sohnes) erklärt und damit (wie so oft im Geschlechterverhältnis) gleichzeitig idealisiert und entwertet.

Generell scheinen allerdings Sozialisations- und Bildungstheorien nur dann in der Kriminologie und in professionellen Theorien akzeptiert zu werden, wenn sie nicht allzu kompliziert ausfallen, sich leicht als Faktoren operationalisieren lassen und wenn sie gegenüber den Disziplinar-, den Kontroll- und Zivilisierungsfunktionen von Familie keine Ambivalenz aufkommen lassen, ja generell das »Unbehagen in der Kultur« abwehren. – Genau dies scheint mir z.B. die Beliebtheit der Kontrolltheorie von Gottfredson und Hirschi (1990) zu erklären, die familiäre »Bindung« und die Fähigkeiten der Selbstkontrolle verknüpft und darüber hinaus die private Verantwortlichkeit der Familien für Delinquenz markiert, deren Kinder ein »ungebremstes Leben im Augenblick« leben. Die Grundstruktur der Kontrolltheorie und die Empirie der inzwischen kaum noch überschaubaren »Sozialisationsrisiken« zeigt eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Theorien, die den Diskurs der (vorletzten) Jahrhundertwende bestimmten.

Diese Art der Wiederholung von Geschichte ist erklärbar. Vermeiden könnte man es, schon bekannte Gemeinplätze über frühe Folgen und späte Konsequenzen des Familienlebens zu reproduzieren. Arno Pilgram hat schon 1977 die Richtung angegeben. Und in Einzelfällen zeigte sich bereits in den 70er und den 80er Jahren unter dem Stichwort der »Angehörigen« von Straffälligen ein anderer Blick auf den Zusammenhang von Familie und (Jugend-)Kriminalität. »Kriminelle Karrieren« (heute wären das »Intensivtäter« oder »mehrfach Auffällige«) wurden nicht als späte Folge einer defizitären Erziehung gesehen, sondern als Ausdruck dafür, daß die Akteure keine Ressourcen mobilisieren konnten, die Konflikt- und Problemlösung »Kriminalisierung« zu verhindern. Und wenn eingesperrten Männern und Frauen etwas gemeinsam war, dann das Fehlen einer Familie bzw. der Ressourcen, die eben nur Familien für schwierige Leute aufbringen oder mobilisieren.

Ein ganz anderes Interesse an Familie als das der ätiologischen Kriminologie hatte z.B. die Studie von Marlis Dürkop und Hubert Treiber (1980). Initiiert haben sie die Gespräche mit und zwischen »Müttern strafgefangener Jugendlicher« aus der Einsicht, dass wir über die Angehörigen bzw. Familienmitglieder als soziale Akteure wenig wissen. »Leiden als Mutterpflicht« nannten sie die Art und Weise, wie Mütter von gefangenen Jugendlichen mit der krimi-

nellen Karriere ihres Sohnes umgehen. Was auch immer die Mütter unternehmen haben, den Sohn von der »schiefen Bahn« abzuhalten, sobald das Strafrecht – zum Teil durch sie selbst – eingeschaltet ist, bleibt ihnen nur noch ein reaktives, die Umstände und das Leid hinnehmendes Handeln. Die Mütter »baden die Sache aus«. Gegen Kriminalisierung »hilft« erfahrungsgemäß materielle Unterstützung, Suspendierung von Schuldfragen, Solidaritäten (im Sinn von Konflikte gemeinsam managen), kompetentes Umgehen mit Bürokratien, ein Sinn für gütliche Regelungen, geduldige Konfliktbereitschaft. Familien, die, wie immer verschuldet, darüber nicht verfügen, haben sich mehr als andere damit auseinander zu setzen, dass eines ihrer Mitglieder in Kontakt mit der Strafjustiz kommt und bleibt.

Untersuchungen dieser Art bzw. Veröffentlichungen von professionellem Wissen über Familien, Kriminalisierung und Strafe sind selten geblieben. Ebenso wie die Kritik von Ideologien, die ätiologische Theorien verbreiten und ebenso ein genauere empirischer Blick auf das »und« zwischen Familie und Kriminalität. Die Beiträge zum Thema des Heftes arbeiten in diese Richtungen weiter, und wollen die bekannten Gemeinplätze verlassen. Jürgen Raitchel setzt die von Jugendlichen berichteten Erziehungsstile nicht nur zur berichteten Delinquenz in Beziehung, sondern ebenso zu der Episoden- und Bagatelhaftigkeit von Jugendkriminalität. In dem Beitrag von Sabrina Hoops und Hanna Permien wird Familie gesehen als eine Ressource der mehr oder weniger kompetenten Bewältigung von Anzeige- und Kriminalisierungssituationen, in die Kinder geraten können. Und Sven Sauter untersucht die neueren Debatten um Benachteiligung, punitive-straftende Erziehung und steigende »Ausländerkriminalität« im Hinblick darauf, wie »Familiärisierung« und »Ethnisierung« der Erklärungen von Kriminalität sich gegenseitig ausarbeiten.

Helga Cremer-Schäfer

Literatur:

- Dürkop, Marlis/ Treiber, Hubert (1980): Leiden als Mutterpflicht. Mütter von strafgefangenen Jugendlichen berichten, Opladen.
- Glueck, Sheldon and Eleanor, Unraveling Juvenile Delinquency, New York.
- Lamott, Franziska (1985): Der Risikofaktor »Frau«. Kriminalprävention und Mütterlichkeit, in: dies. (Hg.), Weiblichkeitsmythen in der Kriminologie, Schwerpunkttheft der Monatszeitschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform, Heft 9, 327–339.
- Mikinovic, Stephan (1982): Zum Diskurs über abweichendes Verhalten Jugendlicher. Das Auftreten des Schuldvorwurfs an die Familie zur Jahrhundertwende, in: Kriminalsoziologische Bibliografie 9, Heft 36/37, S. 25–38.
- Moser, Tilmann (1970): Jugendkriminalität und Gesellschaft, Frankfurt.
- Pilgram, Arno (1977): Warum es von Interesse ist, sich mit Problemen Angehöriger Gefangener zu beschäftigen, in: Kriminalsoziologische Bibliografie 4, Heft 16/17, S. 44–53.

familien Erziehungsfähigkeiten erwerben und lernen könnten, um mit ihren Konflikten und unerträglichen Lebensumständen fertig zu werden, waren Legion. Und obwohl z.B. die Psychoanalyse als Konflikt- und politische Psychologie versuchte, über ein vereinfachendes Mehr-Faktoren-Modell hinauszugehen, blieb auch ihre Rekonstruktion von Familiengeschichten der Delinquenten und der »inkonsistenten«, zwischen Permissivität und Strafen schwankenden Erziehung, die bei der Unterschicht beobachtet wurde, einem sozialpathologischen Denkmodell verhaftet. Exemplarisch dafür war die Position, die Tilmann Moser in »Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur« dargelegt hatte. (Moser 1971) Die Familialisierung der Erklärung von Jugendkriminalität (gleich ob »Armutskriminalität« oder »Wohlstandverwahrlosung«) ist seit den 70er Jahren ein